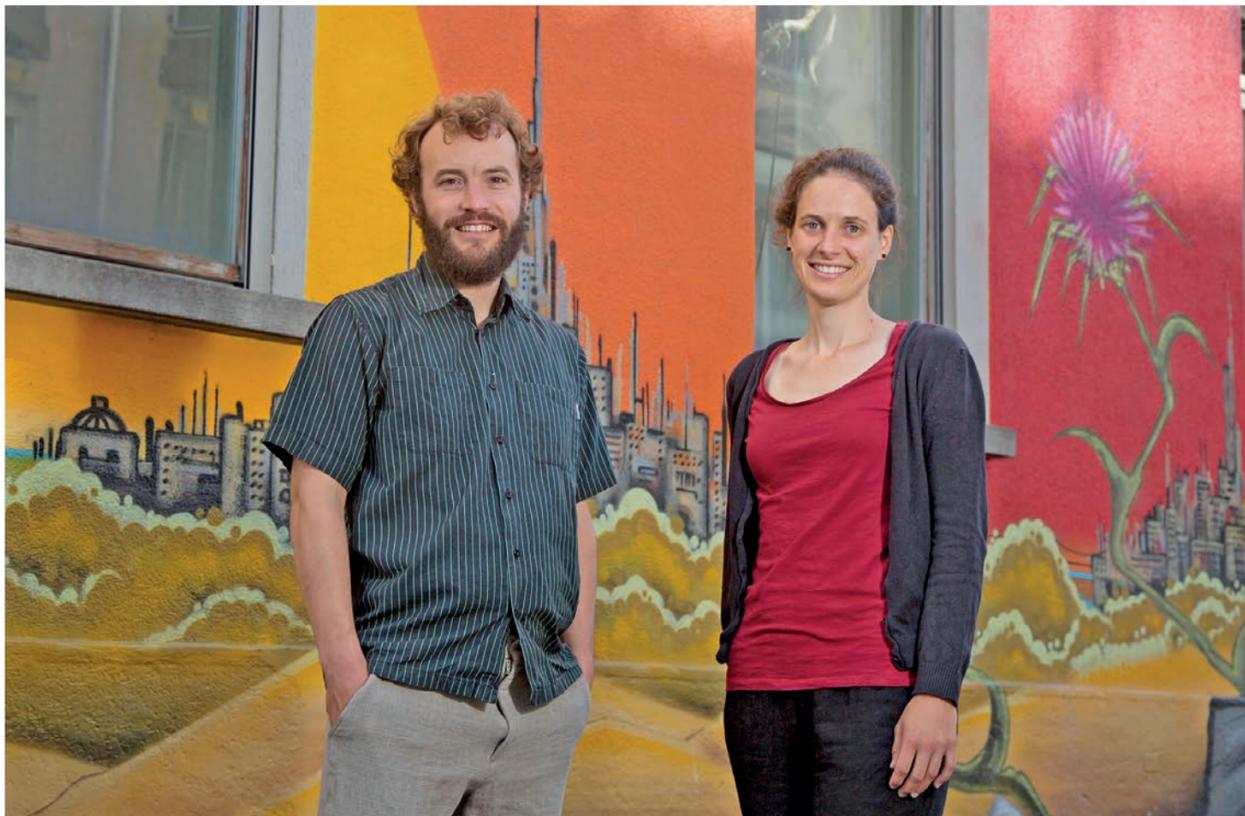


Menschen unterstützen statt vertreiben

Seit 30 Jahren bietet die kirchlich getragene Gassenarbeit Biel Hilfe und Unterstützung in Notlagen. Am Samstag feiert sie diesen runden Geburtstag öffentlich auf der Kirchenterrasse mit Musik, Speis, Trank und Gesprächen.



Seit sechs Jahren ist Benjamin Scotoni bei der Gassenarbeit Biel. Vor anderthalb Jahren stiess Esther Mühlethaler dazu. Thomas Drengwitz fehlt auf dem Bild.

Bild: Enrique Muñoz García/zvg

«Die Armut ist das Hauptproblem.»

Esther Mühlethaler
Gassenarbeiterin

Vera Urweider

Ein Fest für alle soll es werden am Samstag. Ein Fest als Dank für die vielen freiwilligen Mitarbeitenden über all die Jahre.

Ein Fest für jene, die ein Zuhause haben. Ein Fest für jene, die kein Zuhause haben. Ein Fest der verschiedenen Herkunft und Sprachen.

Ein Fest zur Sensibilisierung von – immer noch – gesellschaftlich tabuisierten Themen wie soziale und finanzielle Armut, Drogen, Isolation, Lebensbrüche.

Ein Fest gegen die Unsichtbarkeit also. Ein Fest der Unterstützung. Der Begegnung. Ein Fest zum gemeinsamen Essen, feiern und Musik geniessen.

Ein Fest der unterschiedlichsten Lebensgeschichten. Denn die kirchlich getragene Gassenarbeit Biel-Seeland-Jura wird 30. Zu diesem Fest lädt sie auf die Terrasse der Bieler Stadtkirche – da, wo einst alles begann.

Gänzlich unpassend

Seit Beginn dabei ist Thomas Drengwitz. Damals, 1993, eigentlich nur für einen Reisezwischenstopp zurück in Biel und gänzlich unpassend für die Stelle – man suchte eine französischsprachige Frau –, blieb er, wurde neben Georges Waeber der zweite Sozialarbeiter der Bieler Gassenarbeit und co-präsiert mittlerweile deren Vorstand.

Esther Mühlethaler hingegen ist erst seit gut einem Jahr im Team und macht neben Benjamin Scotoni die Arbeit, die Drengwitz vor 30 Jahren machte: Die direkte, aufsuchende Sozialarbeit auf der Gasse, im öffentlichen und halböffentlichen Raum. Es ist noch immer der Schwerpunkt des Zweimal-60-Prozent-Stellen-Teams; wenn sich auch die Themen etwas verschoben haben.

Thomas Drengwitz, wie haben Sie Biels Gassen erlebt, damals 1993?

Thomas Drengwitz: Gehen wir noch einen Schritt zurück. Die 80er-Jahre waren ja die Zeiten

von Platzspitz Zürich. Und das Problem der offenen Drogenszene, das hatten wir auch bei uns. Aus dem Jura und dem Seeland kamen sie alle nach Biel und kauften ihr «Chnübi». Die Gassenarbeit war damals Teil der seelsorgerischen Tätigkeit der Stadtpfarrer und des einzigen von der Kirche angestellten Sozialarbeiters Georges Waeber. Auf der Kirchenterrasse lief der ganze Shit-Deal, Gras, Heroinspritzen lagen herum, Alkohol, man getraute sich kaum noch dahin. So wollte man die Terrasse sperren. Doch allen voran die Pfarrer Schmid und Urweider waren strikt dagegen. Man sollte lieber mit den Menschen

arbeiten, unterstützen und sie nicht einfach vertreiben. Die Kirche gründete den Verein der Gassenarbeit, der noch heute von vielen verschiedenen Kirchgemeinden getragen wird.

Denn die Kirchgemeinde Biel Stadt könnte den Verein nicht alleine tragen?

Drengwitz: Nein. Wir sind auf die Solidarität der verschiedenen Kirchgemeinden angewiesen. Es ist ja auch ein diakonischer Auftrag und obwohl die Drogenszene nicht mehr so öffentlich sichtbar ist, zu uns kommen noch immer Menschen aus dem Jura oder dem Seeland. Wie vor 30 Jahren.

Esther Mühlethaler, die offene Drogenszene in den 80er-/90er-Jahren. Was erleben Sie denn heute als das schwerwiegendste Problem der Menschen, die Sie aufsuchen?

Esther Mühlethaler: Die Drogen sind nicht weg, aber es gibt mittlerweile gute und explizite Suchtberatungen und -unterstützung. Daher erleben Benjamin Scotoni und ich ganz klar die soziale Ausgrenzung und finanzielle Armut als Hauptproblem.

Etwas, das man im Alltag ja nicht direkt erkennt, im Gegensatz zu einer Spritze am Boden.

Mühlethaler: Die Unsichtbarkeit der Armut in der reichen

«Die Gassenarbeit muss sichtbar bleiben.»

Thomas Drengwitz
Gassenarbeiter

Schweiz ist in der Tat eine riesige Problematik und für uns eine grosse Herausforderung. Der stete Leistungsdruck unserer Gesellschaft, das Streben nach Erfolg, dass das Wichtigste ist im Leben, das führt dazu, dass jene, die wenig bis nichts haben, Scham und Angst erleben, sich zurückziehen und alles daran setzen, nicht als arm erkannt zu werden. So ziehen viele Menschen aus den Dörfern dann eben nach Biel, weil man hier anonym sein kann. Denn es kann schlicht jede und jeden treffen. Jobverlust, gescheiterte Ehe, Krankheitsfall, die Schicksalsschläge sind so unterschiedlich wie die Menschen.

Drengwitz: Das Verstecken und Verdrängen erleben wir vor allem auch immer bei alleinerziehenden Müttern, die beispielsweise nicht wollen, dass ihre Kinder in der Schule gehänselt werden. Wenn dann das Klassenlager ansteht, ein Zahnarztbesuch oder sonst das Geld einfach nicht mehr reicht, dann werden wir aufgesucht. Und dann sind wir da. Wir unterstützen. Die Gassenarbeit hilft beim Ausfüllen von Formularen. Oder man kann unsere Computer benutzen. Und gleichzeitig wollen wir diese Unscheinbarkeit bekämpfen.

Wie geht das?

Mühlethaler: Indem Benjamin und ich eben rausgehen. Die Menschen aktiv aufsuchen. Sie aufmuntern, Teil unserer Institution zu werden. Damit sie nicht ein Onlineformular bleiben. Wir sind auch Teil der Spurguppe für die Umgestaltung des Bahnhofplatzes, beispielsweise. Da dieser einer der Orte ist, an dem sich Menschen, die uns brauchen, aufhalten.

Drengwitz: Und mit unserem Fest am Samstag, am Ort des Beginns. Mit Medien- und Öffentlichkeitsarbeit. Denn auch die Gassenarbeit muss sichtbar bleiben, damit die Gesellschaft sieht, dass es uns braucht. Weil es Menschen gibt, die uns brauchen.